

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

5 (7.1.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Brehm und die Wachtel

Der große Tierforscher Alfred Brehm war mit dem Apotheker von Triptis sehr befreundet, und sie besuchten sich, als Brehm in Rentendorf lebte, fast täglich. Beide Herren waren große Naturfreunde; der Apotheker stand dem großen Zoologen in keiner Weise nach. Seine Hauptspezialität war die Blumenzucht und der Garten, den er sich angeeignet hatte, war weitaus eine Sehenswürdigkeit. Daneben hatte er aber auch eine Menge von Vögeln, Säugetieren, Eiern und sogar eine Wachtel befand sich unter den Lieblingen des Apothekers. Diese Wachtel hatte auch Brehm ganz besonders ins Herz geschlossen.

„Bitte, schenke mir die Wachtel!“ bat Brehm den Apotheker. „Gut“, sagte der Apotheker eines Tages, „die ewige Quälerei habe ich zum last. Ich schide dir das Vieh.“ Am nächsten Tage kam der Vogel im Kartonsäckchen in Rentendorf an. Er befand sich in einer verriegelten Kiste, die an beiden Seiten Futterbehälter und vorn einen vergitterten Kasten hatte, auf den die Wachtel bei Sangeslust heraussah. Brehm, der mit jenem Getier gut umzugehen mußte, fütterte seinen Liebling nach Vorschrift und tat alles, was man einem gefangenen Vogel Gutes tun kann. Zehn Tage hatte er die Wachtel nun schon in seinem Besitz, die Zeit stand hoch im Frühjahr, aber singen hörte er sie nie. So oft er zum Apotheker nach Triptis kam, wurde er gefragt: „Wie geht die Wachtel?“ — „Gut“, sagte Brehm jedesmal. „Der Vogel frißt für fünf, aber singen tut er nicht.“ — „Ja“, sagte der Apotheker, „das liebe Tier ist bei mir verwöhnt; das muß sich erst an den neuen Platz gewöhnen.“

Da rief Brehm endlich die Gabel. „Ich will das verwöhnte Tier sehen“, sagte er und machte den Behälter auf. Da hätte ihn aber beinahe der Schlag getroffen, denn statt der Wachtel sprang ihm eine große, fette Kacke entgegen. Der große Naturforscher, ein friedliebender Mensch, der für manchen Scherz zu haben war, kann auf solche Weise nicht reagieren. In der Pfingstwoche kam er wieder nach Triptis. Er lebte in der Apotheke ein, und nach einer kurzen Pause fragte er seinen Freund, ob er nicht Lust hätte, einen kleinen Spaziergang zu machen. „Aber selbstverständlich“, sagte der Apotheker, und bald wanderten die beiden durch die im Frühlingsschmuck prächtige Natur. Als sie eine Weile gegangen waren, sagte Brehm über Schmerzen im Bein. „Du weißt“, sagte er zum Apotheker, „daß ich nicht abergläubisch bin. Aber es wird einem doch zusehen, wenn man mit einem Hund geht, der für manchen Scherz zu haben ist, ist wahrhaftig toll war.“

Der Apotheker, der die Natur der Tollmutter kannte, wußte bei diesen Worten ein paar Schritte zum Naturforscher weg. So wanderten beide eine Weile und setzten sich auf einer Bank nieder. Da fing Brehm an zu wimmern und zu jammern und von der entsetzlichen Krankheit zu erzählen. Der Apotheker riefte dabei immer weiter von seinem Freunde fort und schnitt ganz bedenkliche Gesicht. Schließlich bekam Brehm Krämpfe, griff zu und sperrte den Mund weit auf zum Weisen. Der Apotheker, dem bekannt war, daß Tolle wasserfeste sind, sprang auf und lief aus Leibesträften nach dem nahen Krabenteich; Brehm immer feste hinterher. Als endlich der Apotheker, der seine blasse Anbahnung von Schwimmen hatte, bis über die Schultern im Wasser lag, rief Brehm gemühtlich: „So, nun komm heraus — das war für die Wachtel!“ Lola Froisau.

Zum Beispiel

Es sind oft relativ geringfügige Ereignisse, die bestimmend sind für die geistige Entwicklung des Individuums. Ich erinnere mich eines kleinen hübschen Vorfalles in meiner Kindheit, der mich entscheidend beeinflusste. Ich hatte, als ich noch zur Schule ging, einen unheimlichen Respekt vor meinem Lehrer, der Bumschlag hieß. Bumschlag hatte ebenfalls eine sehr starke Persönlichkeit, die mich sehr auf sich aufmerksamer machte und ein tiefes, schwarzes Loch in die Imagination der Autorität. Seine Stimme war so wie ich mit diejenige des lieben Gottes vorstellte. Wenn er sprach, hob sich die Brust, daß sich die Kramate bis zum Adamsapfel hochschoben, dann rollte er in molligen Tönen, dann stülpste die Lippen wulstig vor, um unmittelbar darauf auseinanderzufallen. Zwischen absonderlich freudig und quer stehenden braunen Zähnen, über denen ein vorzig nach oben rasselnd, verklettert Bart sich kräuselte, donnerte, stöhnte und pfliff dann ein Klanggewirr, das mir eine wohlgeruhende Gänsehaut über den Rücken jagte und nur den einen Wunsch übrig ließ: es möge sich bald wiederholen, der Donnerer Bumschlag, der Inbegriff der Gerechtigkeit und Macht, möge mich nochmals meine Unwissenheit spüren lassen. Dieser Respekt ging eines Tages für immer in die Wüste. Bumschlag hatte er an diesem Tag verschiedene schöne Dinge aus der Geschichte der Kaiser und Könige erzählt und war gerade bei einem

alten Hut angefangen, den irgend ein Kaiser Max oder Moriz bei einer Jagd getragen und in der Hölle des Geflechtes verloren hatte. Später hatte man den Hut gefunden, sich erinnert, daß er dem Kaiser gehörte und ihn feierlich in einem Museum verstaubt, allwo er heute noch ehrfurchtsvoll bestaunt würde. Bumschlag unterbrach hier seinen Vortrag und fragte mit Donnerstimme, warum man alle Gegenstände und Menschen verehere. Niemand wußte eine Antwort. Da brüllte Bumschlag wütend: „Weil alles Alte ehrwürdig ist!“ Ich weiß noch gut, daß mir bei dem letzten Wort etwas Spunde ins Auge geflogen ist. Aber ehe ich noch zu dieser Tatsache Stellung nehmen konnte, erstarre mit jeder das Herz im Leibe vor Schreck, denn aus der hintersten Bank kam eine pfeifige, freche Stimme: „Zum Beispiel alter Käse!“ Bumschlag suchte zusammen,

das Maul blieb offen stehen — jetzt sah ich auch, daß Bumschlag unten ein fassisches Gebiß hatte — die Augen hinter der Brille wurden immer ausdrucksloser, die Brille rutschte ein bißchen nach der Nasenspitze zu; er nahm sie mit einer hilflosen Armbewegung herab und sah nun ohne seine funkelnde Brille und mit den maten Rautenwärsaugen aus wie eine Ständesperone, der auf dem Markte die Hofträger geplagt sind und die Hofen herunter-rutschen. Nach einer Weile verfuhr er zwar seine Reputation wieder herzustellen, aber es war schon zu spät: hinter den Augen der Jungen grünte bereits die Respektlosigkeit vor aufgestellten und enthielten Autoritäten. Damals ist bei mir der Respekt nicht nur vor Lehrer Bumschlag dahingegangen. Heins Anders.

Dreimal Korinth

Von Rolf Gustav Haebler

Unter Wagen fährt die langsam steigenden Windungen empor, die von der Straße Korinth-Patras abweisen; wenige Minuten und wir sind im Dorfe Al-Korinth. Ein paar Bauernhäuser, ein kleiner Markt, eine Ziegeleierwerkstatt, vor einem Kaffee sitzen ein paar Männer, rauchen und reden, eine Frau steht unter der Tür und schaut gleichgültig über uns hinweg; schon sind wir aus dem Dorf, links am kleinen Meisum vorbei, rechts flattert das amerikanische Sternennetz im Wind, der von der See heraufweht, dahinter liegt das Haus der amerikanischen Archäologen, die sich das Ausgrabungsmonopol für Al-Korinth gesichert haben. Auch die Kultur ist eine Angelegenheit der Wirtschaft geworden. Wenigstens löst sie heute in USA.

Und dann halten wir unmittelbar an hohen steilen dorischen Säulen, sieben sind es, mit einem Teil des Gebälks. Schön stehen sie vor der gewaltigen grauen Felsenmauer des Berges, von dem hoch oben die Burg Al-Korinth herabschauet. Eine naturgeschaffene Felsung; weit schweift der Blick von dort in die Täler und zu den Bergen des ungeliebten Felsenmassivs, das man den Peloponnes nennt. Nach Norden breitet sich zu beiden Füßen die fruchtbare Ebene Korinths aus; geradlinig in einem sonst ungewohnten latten Grün sieben Kilometerweit die Rebblößen, sorgsam kultiviert in einem roten Boden. Hier wachsen sie, die Korinthen, die kleinen, süßen, getrockneten Beeren, die wir alle kennen und lieben, wenn sie in reichlicher Fülle in einem Kuchlein auftauchen, dunkel und zähflüssig, wie sonst nur in einem griechischen Bauernbrot die Wänsen. . . . Und dann liegt da der Korinthische Meerbusen, wie ein großer geschlossener See und doch eine bedeutende Ausfallpforte der alten Korinther gegen Westen, in die Adria, nach Korfu, nach Sizilien. Drüben ragt der Paros, der alte Dichterberg, an seinem Fuße liegt Delphi, dahinter der Sellon, der Berg der Mäusen, die altgriechischen Berge, im Osten leuchtet der laronische Meerbusen, mit Vesna und Salamis und sieben die Bergketten bis zu Attikas Kap Sounion.

Eine herrliche Landschaft! Eine gefällige Landschaft! Ein Stück Erde, unter dem es immer noch brodelnd und aufstrebend ist, und herwirft wie ein gefellter Kiebel, gebändert nur durch die fahlen Bergketten, die seinen Körper umspannen. Aber dann und wenn gelint es ihm, die Glieder zu rühren; und ein Zittern und Beben ruckt durch die Erde. Die Häuser heben und senken sich, Springe reißt sich in die Mauern, Wände krachen nieder, die Menschen stürzen sich und aufgeregter ins Freie. Und wo eben noch ein schönes Haus, ein Dorf, eine Stadt stand, liegen nur noch Trümmer.

Dies lag einst Korinth. Das große reiche alte Korinth. Ein Handelsplatz von gewaltiger Bedeutung innerhalb der griechischen Kultur. Hier wurden die vornehmen Purpurfärbereien und die schönsten Teppiche gewebt. Hier war der Sitz der griechischen Textilindustrie des Altertums. Die Korinther waren keine großen Krieger; den Ruhm der Waffen überließen sie den Spartanern, die sie auch in den großen Krieg gegen ihren Handelskonkurrenten Athen bestanden. Die Korinther liebten den Prunk. Davon kann man heute noch einiges sehen, wenn man hinuntergeht zu den Ausgrabungen, die verhältnismäßig viel gut erhaltene aufweisen. Da geht man die mit Marmor gepflasterte Straße entlang, an den Gehäusen, den Tempeln, den Bädern vorbei. Da liegt eine dreiteilige Treppe empor zum Markt. Da steht man ein auf ansehnliches Quellhaus, dessen Gänge tief in den Berg führen und flares Wasser von dort herabköhlen. Hier, zwischen der Quelle Peirene und dem großen, dem Apollon geweihten Tempel war vor

über 2000 Jahren das, was heute etwa ein Pariser Boulevard ist: Gehgäßchen, Leben, Prunk, Vergnügungen, Geist, Laster und wiederum Gehgäßchen. Korinth war eine reiche große Stadt. Man rechnet für die eigentliche Stadt mit einem Umfang von zehn Kilometern. Es war eine üppige und vermehrte Stadt. Hierher kam der Prophet Paulus. Hierher schrieb er seine zwei bedeutendsten Briefe. Und er kannte keine Korinther. Sie waren reich, deshalb schornzte er bei ihnen für die arme Gemeinde Jerusalem. Sie waren aber auch ärmlich und disputieren gerne über Gott und die Welt wie die Griechen heute noch; und so predigte er ihnen den Frieden. Vor allem aber liebten sie die Liebe; und da schrieb er ihnen jenes wundervolle 13. Kapitel über die Liebe, das für diejenigen, die die Bibel nicht kennen, unter den ersten Gefängen von Johannes Brabms zu finden ist.

Heute ist diese große schöne und reiche Stadt Korinth ein kleines unansehnliches Armes Dorf. Im Jahre 1828 kam ein Erdbeben, fast ganz Korinth wurde zerstört. Die meisten Einwohner zogen in die Ebene hinab, ans Meer, an den Hafen. Hier entstand das neue Korinth. Ein Städtchen von etwa 8000 Einwohnern. Mit einer Kathedrale, die Paulus gemeint ist und wo ein Erzbischof amtiert. Mit einem Bahnhof, an dem manchmal ein Zug einfährt. So lag das Städtchen jahrzehntlang hübsch am Strande. Die Leute gingen ihrer Arbeit nach, wenn das unbedingt notwendig war; im übrigen saßen sie vor ihren Kaffees, rauchten Zigaretten, spielten, wetteiferten mit Witzstücken, aber am Spiel abgetraute Korrosion, das sind Fleischstücke, vor allem die Eingeweide mit Därmen umwickelt, und tranken dazu Retsina, den mit Harz bitter gemachten griechischen Rotwein.

Da kam im Frühjahr 1928 wieder ein neues Erdbeben. Die Häuser fielen ein. In einer Nacht war Korinth ein Trümmerhaufen. Nur die Kathedrale stand. Die Korinther sagten: Ein wahres Wunder Gottes hatte sie gescheit! Keiner überlegte, daß das eigentlich recht ernstlich von dem lieben Gott war, nur sein eigenes Haus stehen zu lassen. Und das es überhaupt . . .

Was nun? Das moderne Griechenland ist arm. Es weiß schon sowieso nicht, wohin mit seinen Menschen. Zwei Millionen Griechen hat Kemal Pascha aus der Türkei in die Erde heimgeworfen. Aber da ist ein schöner Park in Korinth. Da hauste man eine Bretterbude nach der anderen auf. Zwischen Pinien entsteht eine höhere Gartenstadt. Die Ruinen läßt man stehen und liegen, wie sie sind. Das Abbrechen würde Geld kosten, und Geld hat keiner. Und wenn er Geld hat, baut er lieber anderswo ein Haus. Langsam fließen Mittel her. Überall wo Griechen sind, wird gesammelt, vor allem in Amerika. Und im Jahr 1930 wachsen plötzlich moderne große Betonbauten auf. Die jungen griechischen Architekten, die auf den technischen Hochschulen Europas — so nennt der Grieche Frankreich, Deutschland, England — studiert haben, kommen mit modernen Zeichnungen. Sie wird gebaut wie in Berlin, Paris oder London und New York. Sachlicher, still, flüchtig, gradlinig. Und siehe da: das ist wieder genau so wie einst vor tausenden von Jahren. Nur nicht mehr aus Lehm und Marmor, sondern aus Eisen und Beton.

Und nun? Januar 1931. Wiederum reißt der gefellte Kiebel an seinen Ketten. Wieder flüchten die Menschen ins Freie. Die Bauingenieure haben genaue Berechnungen gemacht und die Gabeln in die Konstruktion der neuen Häuser einbezogen. Nun wird es sich zeigen, ob der nimmermüde forschende Geist des Menschen einen neuen Sieg errungen hat über die Elemente, die da haßen das Gebiß der Menschheit.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirauer
Copyright by Verlag Carl Dunder-Berlin.

63)

(Nachdruck verboten.)
„Meine lieben Gäste“, begann die kleine Heidenbraut, — abgedacht sprach sie, jedes Wort für sich, weil die Bedeckung für ganze Säbe nicht reichte, „meine lieben Gäste“, der Bräutigam fehlt noch.“
Leises Gemurmel der Zustimmung.
„Er ist heute früh inspiert geangenen und noch nicht zurückgekehrt.“
Lauteres Gemurmel des Bedauerns.
„Ich fürchte sehr, ihm ist ein Unfall zugefallen.“
Rufe der Stiefs, vermischen mit Rufen der Teilnahme.
„Ihr wißt ja alle, wie schwach und krank er noch war.“
Summen des Bestimmens, eifriges Rufen schön dunkelster Frauenköpfe.
„Ich las gerade alle Polizeireviere, Hospitäler und Unfallstationen anrufen.“
Ein lautes „sehr richtig“ vom elegantesten der mecques.
„Aber wir hier, wir ändern, wir können nicht warten. Ich habe euch zu einem Mable geladen, ihr sollt es haben.“
Spontanes „Bravo!“ der Bumarigen.
„Ihr könnt nicht auf dem Mable herumstehen und in der Sonne braten.“
Allgemeiner bestiger Beifall.
„Ihr sollt nicht hungrig heimkehren, wenn Bräutigam Chabas auch ein Diner verprochen hat.“
Bravo, Handklatschen.
„Nehmt Platz.“ Sie machte eine kleine abgedachte Gehe des Einladens. „Est und trinkt und laßt es euch schmecken.“
„Imwischen werden wir Nachricht über den Bräutigam erhalten — oder vielleicht kommt er selber.“
Der letzte Satz sprach sie mit einem so rührend betrübten Lächeln letzter Hoffnung, daß er diesen nicht also zart befallenen Menschen ins Herz schmit. Betreten standen sie plötzlich da, wagen nicht, der Einladung zu folgen, süßten instinktiv in ihren nahen, nahen Seelen, daß es taktlos war, gebarmungslos,

sich an den Tisch zu sitzen und einzuhauen. Ehe Bräutigam ihre Aufforderung wiederholen konnte, rief die laute Stimme von der Pital durch den Saal: „Allons enfants! Sie hat ganz recht. Machen wir das Beste aus einer belämmerten Chose.“

Diese erdbeborene Stimme war das erlösende Signal. Man drängte zum Tische, Stühle scharrten, bald reichte Kopf an Kopf sich um das offene Hufeisen der Galatäel.

Die Kellner schwirrten mit dem Hors-d'oeuvre heran.

Doch die Stimmung blieb bedrückt und fatal. Trotz der lederen Speisen, trotz des süßigen Weines. Flüstern nur, stöhnend, schambest, belobte sich hier und die Unterhaltung, um sofort wieder zu verdröhnen. Es war, als lauer auf dem leeren blumenschmückten Sessel neben der Braut ein Gespenst, vor dessen hohlen hypnotisierenden Augen jedes Lachen und jeder Trost in Trance verfall.

Bräutigam sah stolz und aufrecht an ihrem einsamen Ehrenplatze, tat, als ob sie esse, nippte an ihrem Glase, trank der und jener lächelnd ermunternd zu.

Doch nur die Lippen lächelten dabei mühsam und verzerrt. Die Augen blieben traurig unbeweglich, waren unerträglich, von feuchsten Schleiern verborgen. Keiner hatte sie je so schön und eigen gesehen wie heute in dieser Blässe matten Elfenbeins. Selbst ihre Freundinnen bewunderten im stillen diese Fassungs- und Beherrschung. Schade, schade, daß ihr Sinn so stierte. Pauvre gosseline!

Der Gerant kam herein, eiste mit geschäftsgewohnter Geschäftigkeit an dem Tische hin. Flüsterte mit ihr. Zuckte die Achseln. Alle beobachteten mit Krausaugen. Was, also nichts. Natürlich. Im Grunde glaubte keiner an den Unfall.

Der Gerant lebte eine auffordernde Gehe Bräutigams ab, raunte etwas von weiteren Erkundungsgängen und entschwand wieder. Die Kellner servierten die Boulets.

Also in keinem Krankenhause, auf seiner Rettungswache! Sie hatte es längst gewagt, längst nun schon. Er hatte sie betrogen. Dieser Mann, der behauptete, daß ihm eine Dirne das gleiche bedeute wie eine Königin, hatte sie teuflisch belogen und betrogen. War auf ihren Vorhagen nur eingegangen, um sie in Sicherheit zu wiegen. Hatte es über sich gebracht, sie in diese unklare diffidente Schmach und Schande zu stürzen. Sie, Bräutigam Chabas, die eine Königin der Capoles gewesen war. Jetzt war alles vorbei. Von dieser furchtbaren Bloßstellung und Entehrung konnte keine Frau des Bezirkes sich je wieder erholen. Ein Hohn und Spott

war sie geworden, eine Possenfigur, der die Kinder auf der Gasse nachrufen würden. Und sie hatte eine Hochzeit feiern wollen, von der noch die Entel auf der Place Villeneuve erzählten. So, pastis, sie würden davon erzählen! Von der gewarteten Bräutigam würde sie erzählen, und alle würden die Häuser des Platzes, wie vorhin, als sie es nicht mehr ausgehalten hatte und die Stiegen heruntergerast war, nur um etwas zu tun — sie wußte noch nicht, was — nur um den schleiernen, verlegenen Augen Affektes zu entzinnen, nur um dieses zum Wahnsinn treibende Gelächter auf dem Mable zu erstickten.

„Mit mir ist es aus“, dachte sie und trank Fittine mit entsetztem Lächeln zu. Nach höchster die diese Frauen und Männer, heute, da sie ihnen die Mägen vollschlug und die Ketten knistete. Aber morgen — morgen — . . . Sie hatte ausgespielt. War ein Spott der Gassenbuden geworden. Und er, den sie vom Tode im Rinnlein errettet, hatte ihr diese ruchlose Gemeinheit angetan. Sie begriff es noch immer nicht. Aber sie wußte, daß er ihr mit Vorbedacht, schonungslos, diese blutige Schmach und Beschlägung angetan hatte. Jetzt, während ihres Hochzeitsmahles, so selten dieses leeren bekränzten Stuhles, rebete sie sich ein, sie habe ihn allabend, leidenschaftlich, hingebend geliebt. Glaubte es, weil sie ihn jetzt mit einer Leidenschaft koste, die zum Morde bereit war. Das sollte er büßen! Diese latianische Kränkung! Sie wollte ihn jagen. Keinen Winkel von Marseille umdrückstüber lassen. Weit konnte er nicht sein, der sans-le-sous. Und wenn sie ihn fand, — dann Gnade ihm Gott! Weiden wollte sie sich an seinen Todesqualen. Ihn leiden lassen, wie sie heute litt. Ihn vergessen, was er an ihr verbrochen hatte, dieser schmutzige Bettler mit den großen Schlingen vom III und der Menschheit.

Sie dachte auf.

Der Pital war dieser Leidenschaftsmaus zu trift geworden. Ihr Temperament war nicht auf formonante Tragödien gestellt. Sie hatte weder getrunken und gegessen. Der Leib war befreidigt. Nun forderte auch der Geist sein Vergnügen. Sie freute sich ohne falsche Scham des katastrophalen Niedertrugs der Rivalin. Die war erlöhigt. Bien! Aber ein bißchen alle ihre Frechheiten noch früher beimzugeben, hatte auch seine intimen Reize. Die küßliche Boie Bräutigams ging ihr auf die Nerven. Die hatte es nötig, da zu thronen, wie die Kaiserin von China. Mal'n bißchen Hochmutsmaske von der Witwe reihen, he?

(Fortsetzung folgt.)